

13. Sonntag im Jahreskreis (B)

Lesung: Weisheit 1,13-15; 2,23-24 Evangelium: Markus 5,21-43

Liebe Schwestern und Brüder!

Immer wieder stehen wir – früher oder später, mal mehr oder mal weniger persönlich betroffen – vor dem Rätsel von Krankheit und Tod. Immer wieder wurde auch Jesus mit dem Rätsel von Krankheit und Tod konfrontiert.

So im heutigen Evangelium: Da ist das Leid und der Schrecken des Synagogenvorstehers. Da ist das Leid und die Not der kranken Frau. Hier als jahrelange Qual, dort so plötzlich ins Leben der Familie eingebrochen.

Warum dieses viele Leid? Warum sterben kleine Kinder? Warum tagtäglich die Opfer von Unfällen, oft ohne jedes eigene oder fremde Verschulden? – Jeder von uns wird da seine eigenen Situationen oder aus dem Bekanntenkreis vor Augen haben.

Und ganz gleich, ob ein Mensch religiös oder ungläubig ist, ob eine Gesellschaft säkular oder kirchlich geprägt ist: Zu allen Zeiten ist die Konfrontation mit Leid und Tod eine Herausforderung an das jeweilige Weltbild, an unser Verständnis vom Leben – ganz gleich ob wir es „fromm“ oder zynisch deuten wollen.

Auch das Buch der Weisheit aus dem Alten Testament, aus dem wir in der Lesung hörten, versucht eine Erklärung: Nicht Gott hat das Chaos in die Welt gebracht, sondern der Teufel! Der Grundgedanke: Es gibt außer dem Menschen noch viel größere Geschöpfe, die mit einer ganz anderen Entschiedenheit und Wirksamkeit Zerstörung in die Schöpfung tragen – vielmehr als wir Menschen das ja auch schon tun. Jedenfalls, so das Buch der Weisheit, kann Gott für das Böse nicht verantwortlich gemacht werden.

Für den modernen Menschen gibt es oft keinen Gott mehr. Leid und Tod, so versucht man zu verstehen, seien eben evolutionsgemäß

und damit notwendig. Können wir das annehmen – wo sich doch im Menschen alles sträubt, das Leid und den Tod akzeptieren zu sollen? Wo doch jede Faser des Menschen ruft: „Warum?“

Auf diese Frage gibt auch Jesus keine Antwort. Sondern er *stellt* sich dem Leid. Er lässt sich anrühren: von der kranken Frau, von dem Synagogenvorsteher.

Und hier kommen *wir* ins Spiel. Denn wir sollen ja nicht nur zwei mehr oder weniger aufregende Geschichten aus einer Art Zuschauer-Loge beobachten. Wir sollen uns *hineingenommen* wissen in die große Frage: Bin auch *ich* jemand, der die Nähe zum Herrn sucht? Bin auch *ich* jemand, der sich *wie die Frau* durch die Menschenmenge drängelt, um wenigstens ein ganz bisschen von ihm zu erhaschen? Bin auch *ich* jemand, der trotz seines Ansehens *wie der Synagogenvorsteher* sich nicht zu schade ist, um vor dem Herrn auf die Knie zu fallen?

Überhaupt: diese Menschenmenge! Das gern bemühte „Gemeinschaftsgefühl“ kommt im heutigen Evangelium nicht gut weg. Diese Meinung der Anderen! Diese Sorge um mein Ansehen vor der Umgebung! – Bin ich in all dieser Gemengelage von Beziehungen, gesellschaftlichem Getöse, eigenen und fremden Erwartungen – bin *ich* auf meine ganz persönliche Weise jemand, der die Nähe zu Christus sucht und letztlich für die einzig entscheidende Chance für sein Leben sieht?

Denn diese „Menge“, durch die sich die Frau durchkämpft, hat viele Gesichter und Stimmen: Von dem selbst gemachten Terror durch Smartphone und Terminkalender – bis hin zu den großen Aufregungen in Politik und Gesellschaft.

- Gilt auch von *mir*, was von der Frau gesagt wird: „Sie sagte ihm die ganze Wahrheit“?
- Gilt auch von *mir*, was vom Synagogenvorsteher gesagt wird, dass ich mit einsetze: „Komm schnell, zu einem lieben Menschen, und streck deine Hand über ihn aus“?

Das Christentum hat nur dann eine Chance, wenn sich *jeder Einzelne* ganz persönlich auf Christus einlässt – mit seinem Leben, mit seinen Fragen, mit seiner Möglichkeit die Nähe zum Herrn sucht, sich aufmacht, durchkämpft, nicht nachlässt. Da hilft am Ende nicht die viel beschworene „Gemeinschaft“ und die dicht gedrängte Menge, in die ich bequem eintauche. *Ich selbst* bin gefragt. Die „Menge“ will die Anonymität: „du siehst doch, wie sich die Leute um dich drängen, und da fragst du ...“ – Die Menge lacht Jesus aus.

Aber die Frau, aber der Vater – sie beide ragen heraus aus der Menge! Ihr Vertrauen richtet sich nicht auf das, „was alle denken“. Sondern auf den, der sie ganz persönlich fasziniert und hartnäckig macht.

Welche wunderbaren Worte dürfen die kranke Frau und der Vater der sterbenden Tochter hören: „Geh in Frieden!“ Und: „Talita kum!“ – Steh auf.

Das sind Botschaften an uns, Botschaften an die Kirche: Frieden finden wir nur beim Herrn. Den aufrechten Gang verleiht nur die Ausrichtung auf Gott. Sonst bleibt der Mensch im tiefsten unzufrieden, in sich selbst verkrümmt, weggeduckt, ratlos, mit Komplexen beladen.

Aber im Frieden mit Gott, mit einem aufrechtem Gang – nur so können wir dann auch das Leid und die Not der anderen wahrnehmen. Uns unsererseits dem Leid stellen: Mit-Leid, Sympathie.

„Talita kum!“ (Ich sage dir: Steh auf.) Und: „Geh in Frieden!“ – Oder etwas abgewandelt: „Erhebet die Herzen“. Und: „Gehet hin in Frieden!“ – Kommt uns bekannt vor, oder?

Wie gesagt: Botschaften an uns. Heute. Und für die neue Woche.

Amen.